

Jasmin Jülicher

Der Hüter
Stadt der See

Band 4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Hüter – Stadt der See

© 2021 Jasmin Jülicher

Annastraße 87

47638 Straelen

Deutschland

Druck: Booksfactory, Szczecin (Polen)

Coverillustration: Hannah Böving

Lektorat: Ka & Jott, Bernau bei Berlin

Buchsatz: saje design, www.saje-design.de

Illustrationen: www.pixabay.de, www.shutterstock.com

ISBN: 978-3-96698-967-1

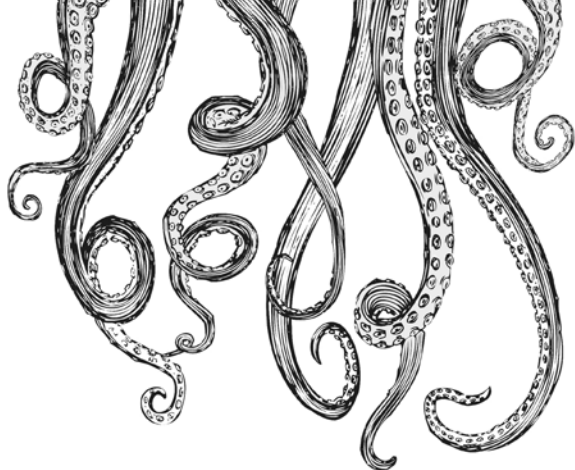
Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages bzw. des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Rechte vorbehalten.



STADT DER SEE

JASMIN JÜLICHER



BIOTA

»So kann es nicht weitergehen. Ihr müsst das stoppen!« Mit hochrotem Gesicht stützte William Vanderbilt sich auf den Schreibtisch des Obersten rerum naturalis.

»Wir stoppen es ja, beruhigen Sie sich.« Thomas Hunt-Morgan lehnte sich entspannt in seinem hohen Stuhl zurück. »Wir haben die Hüter darauf angesetzt, sie werden den Fall lösen.«

»Sie glauben, diese Witzfiguren können mehrere Mordfälle aufklären?« Vanderbilt schüttelte den Kopf. »Wie können Sie dabei so ruhig bleiben? Dieser Wahnsinnige zerstört meine Stadt. Er tötet Eure Wissenschaftler!«



KAPITEL 1



Breitbeinig stand Alexander auf den flachen Felsen. Mit beiden Händen hielt er eine Angel ins tiefblaue Meer. Die Wellen schlugen träge ans Ufer und der Schwimmer tanzte munter auf den Schaumkronen. Eine leichte Brise wehte und Alexander drehte das Gesicht zur Morgensonne. Um diese Uhrzeit war die Wärme noch angenehm. Später am Tag dagegen würde er froh sein, Schutz vor den unerbittlichen Sonnenstrahlen zu finden.

Ein leichter Zug spannte die Leine seiner Rute und Alexander straffte sich. Er zog ebenfalls an der Angel und lehnte sich zurück. Ein Ruck ging durch die Leine und er stellte einen Fuß auf den Felsen vor sich, um einen besseren Halt zu haben. Kraftvoll riss er die Angel zurück und begann damit, die Leine einzuholen.

So wie sich die Angel bog, musste es ein richtig großer Brocken sein. Er stellte sich vor, wie die anderen ihn ansehen würden, wenn er dieses Exemplar durch die Stadt trug. Natürlich, er hatte auch zuvor schon etwas gefangen, kleinere Fische, doch in den vier Monaten, die er jetzt hier war, hatte er alles erst von Grund auf lernen müssen. Nie zuvor hatte er geangelt. Dafür war er ganz gut. Das hatte auch Alvaro ihm

bestätigt, als er ihm das Angeln beigebracht hatte. »Machst das erstaunlich gut«, hatte er ihm damals gesagt. Alvaro hielt ihn für einen verwöhnten Jungen aus gutem Haus. So hatte er es ausgedrückt. Noch immer wusste Alexander nicht genau, was das eigentlich heißen sollte, doch er vermutete, dass die Reichen, die guten Häuser eben, viele Dinge nicht selbst machen mussten. Zumindest damals vor dem Krieg. Jetzt, mehr als zwanzig Jahre nach dem Großen Krieg, musste jeder an der Oberfläche die Dinge selbst in die Hand nehmen. Wer etwas zu essen wollte, der musste es fangen. Wer ein Dach über dem Kopf wollte, der musste es sich bauen. So lief das hier auf Roatán. Es war nicht wie in Biota, wo jeder einzelne Einwohner seine Rolle gehabt hatte, die ihm schon kurz nach der Geburt zugewiesen worden war. Er war ein Hüter gewesen, ein Aufpasser, damit alle die Regeln einhielten. Welchen Sinn hatte dieser Beruf gehabt? Er hatte nichts produziert, er hatte niemanden versorgt, er hatte keine Ahnung gehabt, wie es in der echten Welt ablief. So nannte er die Welt hier draußen inzwischen. Echt. Biota, eine Stadt unter Kuppeln tief am Grund des Meeres, war nicht echt. Und das Leben dort war es auch nicht gewesen.

Der Fisch kämpfte hartnäckig. Die Schnur war straff gespannt und Alexander bekam Angst, sie würde reißen. Doch Aufgeben kam nicht infrage. Zentimeter um Zentimeter holte er die Schnur ein. Nach ein paar Minuten durchbrach seine Beute die Wasseroberfläche: ein Fisch so lang wie sein Unterarm. Er zuckte und wand sich, doch jetzt konnte er nicht mehr entkommen. Alexander holte die Schnur ein und tötete den Fisch mit einem schnellen Schlag auf die Felsen.

Auch das hatte Alvaro ihm beigebracht. Ein Schlag – und das Tier musste nicht leiden. Es hatte Alexander allerdings einiges an Überwindung gekostet, seinen Anweisungen zu folgen.

Er ließ den Fisch einfach am Haken hängen. Auf dem Weg nach Hause machte es keinen Sinn, ihn in der einen, die Angel in der anderen Hand zu tragen. So konnte er sich die Rute bequem über die Schulter legen und den Fisch transportieren. Er warf einen letzten langen Blick hinaus aufs Meer. Diese Tageszeit mochte er am liebsten. Den frühen Morgen, der wunderbar klar war und wo einfach alles noch möglich schien. Von Zeit zu Zeit fragte er sich, wie er das Leben in Biota überhaupt ertragen hatte. Wie hatte er die dunklen Gänge und schmalen Räume für schön halten können? Wie hatte er sich mit Menschen unterhalten können, deren Antworten durch die Wissenschaftler schon vorgegeben waren? Niemand hatte eine eigene Meinung. Sie waren vor dem Einzug in die Stadt alle darauf programmiert worden, ihr vorheriges Leben zu vergessen und nach den Regeln und Sitten Biotas zu leben.

Nun war er frei. Nicht länger war er an die Stadt gefesselt. Und an solchen Morgen wie heute glaubte er es sogar selbst. Doch konnte er jemals wirklich frei sein? Wenn er schlief, verfolgte ihn das, was er gesehen hatte. Es war so viel geschehen. Und nichts davon konnte er rückgängig machen, nichts davon konnte er vergessen. Er träumte von Biota, von Jack the Ripper, diesem Wahnsinnigen, der ihn eingesperrt und beinahe getötet hatte. Von den Spheon, grauenhaften Kreaturen, die die Wissenschaftler der Stadt erschaffen hatten.



Von dem Keller in Narau, in dem er Nic halbtot aufgefunden hatte. Und von den riesigen Maschinen in Theben, denen Nic und er nur knapp hatten entfliehen können.

Nic.

Noch immer, auch nach den vergangenen Monaten, dachte er oft an sie. Sie war in Biota eine Wissenschaftlerin gewesen, eine Botania. Hoch angesehen, erfolgreich und beinahe unantastbar.

Er hatte gedacht, sie hätte all das hinter sich gelassen, um mit ihm zusammen zu sein. Doch er hätte nicht falscher liegen können. Was sie getan hatte, war ein einziges großes Experiment gewesen. Eine wissenschaftliche Untersuchung, die wohl zeigen sollte, wie gut die Anpassung der Menschen an die Regeln Biotas funktioniert hatte. Sonst war da nichts zwischen ihnen gewesen, sie hatte ihm all die Zeit etwas vorgespielt.

Er hatte sie nun wie lange nicht mehr gesehen? Drei Monate? Fast seit ihrer Ankunft in der Stadt nicht mehr. Er wollte sie nicht sehen und sie hatte bisher keine Versuche unternommen, ihn umzustimmen.

Sie waren mit einem Luftschiff von der Stadt Theben nach Roatán befördert worden. Interessanterweise hatten die Inselbewohner sie wesentlich freundlicher aufgenommen als zuvor die Einwohner von Narau, die ihnen sofort an den Kragen gewollt hatten. Sklaven hatten sie aus ihnen machen wollen. Oder die Menschen in Theben, die ihnen mehr als skeptisch gegenübergestanden hatten.

Doch die Einwohner von Roatán waren anders. Entspannter, fröhlicher. Sie führten ein einfaches Leben, ohne einen



Tyrannen, der über sie herrschte. Jeder von ihnen war frei und der Anführer der Stadt mit dem Namen Coxen Hole wurde jedes Jahr von den Bürgern selbst gewählt und »Alcalde« genannt. In diesem Jahr war es eine Anführerin – eine Frau namens Anne Bonny. Angeblich hatte ihr Name eine lange Tradition, wie sie ihm eines Tages erzählt hatte, aber dazu, was genau es damit auf sich hatte, war sie leider nicht mehr gekommen. Doch sie war nett und freundlich und Alexander mochte sie. Ihr vertraute er auf jeden Fall eher als diesem Wahnsinnigen, der Narau mit eiserner Hand regiert hatte. Pat Garrett. Als seine Gedanken diesen Namen streiften, sank Alexanders gute Laune. Oder die Hohepriesterin von Theben. Sie hatte Rosa ermorden lassen und es auch bei ihm versucht. Niemals waren sie irgendwo sicher. Aus diesem Grund hatte Alexander nach ihrer Ankunft auf der Insel gleich nach einer Möglichkeit gefragt, mit der sie weiterreisen konnten. Doch Nic hatte sich geweigert. Sie war blass gewesen, todmüde und erschöpft. Sie hatte ihm erklärt, dass sie nicht mehr reisen wollte. Sich zu verstecken wäre nicht die Lösung. Und inzwischen musste er ihr Recht geben. Selbst wenn es noch weitere menschliche Verstecke auf der zerstörten Welt geben sollte, wer sagte ihnen denn, dass sie dort sicher wären? Und dass die Menschen sie dort einfach so aufnehmen würden? Es war ja schon ein Wunder, dass sie bisher mit heiler Haut entkommen waren. Noch einmal würde ihnen das vielleicht nicht gelingen. Und eine weitere Reise mit Nic erschien ihm inzwischen – nach allem, was er erfahren hatte – wenig verlockend.

Auf dem Weg in die Stadt versuchte er die düsteren Ge-



danken zu verdrängen. Sie kamen oft in ihm hoch, wenn er allein und es zu ruhig war. Doch zum Glück war man in Coxen Hole selten allein. Die Menschen waren gesellig und trafen sich an den Abenden zu einer Partie Schach oder ähnlichen Spielen und aßen und tranken gemeinsam.

Alexander erklomm den Abhang, der vom Strand her leicht anstieg. Dahinter führte ein staubiger Weg in das Innere der Insel. Coxen Hole lag nur wenige Hundert Meter von der Küste entfernt und so kamen die ersten Häuser bald in Sicht. Bei ihrer Ankunft hatte der Anblick der Behausungen ihn erschreckt. Die Häuser waren einstöckig und bestanden aus Holzbalken von unterschiedlicher Größe und Farbe und gliichen dadurch einem riesigen Flickenteppich. Wie arm mussten diese Menschen sein, hatte er sich gedacht.

Doch jedes Haus war einzigartig, da jeder Einwohner es eigenhändig erbaut hatte, der eine mehr, der andere weniger kunstvoll. Und die Menschen auf Roatán waren auch nicht wirklich arm, nein, sie waren sorgsam. Da die Insel nicht allzu groß war, verzichteten sie darauf, die Wälder abzuholzen, da sie ihnen sonst keine Nahrung mehr liefern würden. Stattdessen gab es in der Stadt eine Vielzahl von sogenannten Freibeutern. Diese Männer und Frauen besaßen große mit Dampfmaschinen angetriebene Schiffe, mit denen sie das Meer überquerten und auf verlassenen Landstrichen nach Material suchten, das es wert war, eingesammelt zu werden. Sie brachten Eisenstäbe mit, Kupferplatten, das Innenleben von mechanischen Golems, Holzplanken und vieles mehr. Sofern sie es fanden, nahmen sie dankend auch Glas oder Porzellan oder sogar kleinere Tiere, wenn sie einfach zu fangen waren. Jeden Tag legten

mehrere Schiffe, die man Presas nannte, in dem kleinen Hafen an und die Menschen strömten zusammen, um sich die Ausbeute anzusehen. Danach wurde gefeilscht und gehandelt. Die Freibeuter waren die einzige Verbindung der Inselbewohner zum Festland und zu anderen Inseln. Sie nahmen Kontakt zu anderen Städten auf und tauschten mit ihnen auf Befehl der Alcalde Material gegen Essen, Saatgut oder andere wertvolle Besitztümer.

Das einzige, worauf die Bewohner wirklich Wert legten, waren die Krankenstation und der Hafen von Coxen Hole. In beide Einrichtungen wurde das meiste gesteckt, was die Freibeuter mit zurück zur Insel brachten. So hatte der Hafen allerlei mechanische Vorrichtungen, um Schiffe außerhalb des Wassers zu reparieren, und die Krankenstation war mit Operationsgeräten ausgestattet, von denen Alexander vorher noch nie etwas gehört hatte.

Aus Alexanders Sicht ging es der Insel gut. Die Menschen erschienen ihm glücklich. Doch war er wirklich Experte darin, einzuschätzen, ob Menschen glücklich waren? Ob in der Stadt alles mit rechten Dingen zugging? Er hatte das Gleiche von Biota gedacht. Doch alles, was er geglaubt hatte, zu wissen, war nur eine Lüge der Leiter der Stadt gewesen, nur Schein.

Doch er wollte nicht an Biota denken. Er wollte nach Hause gehen, dann zur Arbeit und dann diesen wunderbaren, selbst gefangenen Fisch genießen. Er straffte die Schultern und zwang sich ein Lächeln ins Gesicht. Sofort hob sich seine Stimmung. Die ersten Häuser zogen vorbei und er grüßte die Menschen, die in Schaukelstühlen vor ihren



Hütten saßen. So ärmlich die Häuser auf den ersten Blick auch wirkten, sie waren mit einigem an Kunstfertigkeit gebaut worden. Die einzelnen Teile passten perfekt ineinander. Und wie handwerklich geschickt die Menschen hier wirklich waren, hatte er gemerkt, als sie ihm geholfen hatten, sein eigenes Haus aufzubauen. Die Alcalde hatte ihm einen Platz zugewiesen und bereits am nächsten Tag war es losgegangen. Viele Menschen hatten sich freiwillig zum Helfen gemeldet. Vermutlich waren sie neugierig auf den Fremden, vielleicht freuten sie sich aber auch einfach darüber, Besuch zu haben. So oder so war sein Haus bereits nach drei Tagen fertig gewesen und es war erstaunlich gut gelungen. Es war gemütlich und praktisch zugleich. Im Inneren war es tagsüber angenehm kühl und nachts warm genug.

Nic hatte im Gegensatz zu ihm einen Platz in der Stadt abgelehnt. Sie wollte sich wieder der Forschung widmen und dazu hinaus in den weitgehend unberührten Wald ziehen, der sich im Inneren der Insel befand. Auch wenn Alexander verstehen konnte, dass sie die Wissenschaft vermisste, hatte er sich dennoch verletzt und verraten gefühlt. Ihr kleines Experiment mit ihm war also beendet und er es nicht einmal mehr wert, dass sie zusammen mit ihm in einer Stadt wohnte. Doch er hatte nichts dazu gesagt und ihr nur viel Glück gewünscht. Ein schwacher Händedruck und sie waren beide ihres Weges gegangen.

Nic. Sie war der Mensch gewesen, der ihn dazu gebracht hatte, alles zu riskieren. Sein Zuhause, sein Leben, seine Freiheit. Nur durch sie hatte er den Mut gehabt, sich gegen die Falschheit in Biota zu wehren. Als er herausgefunden hatte,



dass die Wissenschaftler unzählige Experimente an wehrlosen Menschen durchführten, teilweise mit erschreckenden Folgen, hätte er sich weiterhin fügen können. Hätte er geschwiegen, wäre nichts von dem geschehen, was letztendlich gefolgt war. Er wusste zu viel und sollte sterben. Dank Nic hatte er sich gewehrt. Doch gleichzeitig hatte diese Gegenwehr das Ende seines Lebens in Biota bedeutet. Weil er eben nicht hatte schweigen wollen. Nun wusste er, dass alles Berechnung gewesen war. Nic hätte nicht fliehen müssen. Sie hatte die Chance genutzt, um ihn und seine Konditionierung zu testen.

Er versuchte, die düsteren Gedanken hinter sich zu lassen. Daran zu denken, würde nichts ändern, es würde nichts besser machen.

Wie erwartet, hoben Menschen im Vorbeigehen einen Daumen und lobten ihn für seinen guten Fang. Stolz stieg in Alexander auf. Er war Teil dieser Gemeinschaft. Es tat gut, endlich wieder dazuzugehören. In Narau waren sie nur wenig mehr als Sklaven gewesen. Der Spielball des Leiters der Stadt. In Theben nur auf Zeit geduldete Fremde. Aber hier auf Roatán ... Alexander konnte sich gut vorstellen, längere Zeit hier zu bleiben. Vielleicht sogar für immer?

»Hey, Alex, wie ich seh, biste besser geworden? Das ganze Üben hat sich dann ja gelohnt.«

»Guten Morgen, Alvaro. Das hat sich auf jeden Fall gelohnt!«

Aus einer Gasse war Alvaro aufgetaucht. In den Händen hielt er ein engmaschiges Netz, das er vermutlich zum Ausbessern mit zu sich nach Hause nahm. Alvaro war ein Fischer.



Tag für Tag fuhr er aufs Meer hinaus und warf Fangnetze aus. Abends holte er sie wieder ein. Den Fisch tauschte er in der Stadt ein, teilweise gegen andere Nahrungsmittel, aber auch gegen alle Dinge, die er sonst brauchte. An manchen Tagen, wenn die See es zuließ, legte er am Meeresgrund Fallen aus, in denen sich Krustentiere verfingen. Sie hatten einen höheren Wert als Fische, denn von ihnen gab es höchstens fünf bis zehn Stück pro Woche. Alexander hatte sie schon probiert und sie waren so gar nicht nach seinem Geschmack gewesen. Er wartete lieber auf die Lieferungen der Freibeuter, die auch andere Tiere mitbrachten. Oder eben auf den Fisch, den er selbst fing. So wie heute.

Mit der freien Hand stieß er die Tür zu seiner Hütte auf. Der Geruch nach Holzfeuer und Essen lag in der Luft.

»Ich bin wieder da«, rief Alexander in das dämmrige Halbdunkel hinein. Die Fensterläden waren geschlossen, um die kommende Hitze der Sonnenstrahlen abzuhalten.

»Guten Morgen.« Amy stand im Türrahmen der Küche und sah ihn mit einem sanften Lächeln an. »Du warst so früh weg, ich habe dich gar nicht gehen hören.«

»Ich wollte dich nicht wecken.«

»Hattest du wieder diese Alpträume?«

»Ja.« Mehr musste er nicht sagen. Sie wusste ganz genau, welche Bilder ihn nachts quälten. Da gab es reichlich Auswahl und eines war schlimmer als das andere. »Ich war angeln.«

»Und? Hast du was gefangen?« Ihre Stimme war ruhig und angenehm. Manchmal saß er einfach nur da und genoss es, ihr zuzuhören. Kein Wunder, dass die Patienten auf der

Krankenstation sich bei ihr so wohlfühlten. Viele bestanden sogar darauf, sie als ihre Krankenschwester zugewiesen zu bekommen.

Er ließ seinen Blick über ihr Gesicht wandern. Sie war ein wenig jünger als er, gerade einmal neunzehn. Doch die Fältchen in den Augenwinkeln, die man erst bei näherem Hinsehen erkannte, zeugten davon, dass sie oft im Freien war und schon einiges erlebt hatte. So früh am Morgen trug sie noch nicht die graue Haube der Krankenschwestern. Stattdessen fiel ihr das blonde Haar locker auf die Schultern.

»Ja, hier.« Er drehte sich zur Seite, damit sie seinen Fang sehen konnte.

»Nicht schlecht.« Sie legte ihre Hände auf seine Hüften und gab ihm einen kurzen Kuss. »Du wirst richtig gut darin.«

Er freute sich sehr über ihr Lob. Noch immer war es seltsam für ihn, eine Partnerin zu haben. Eine Freundin. Jemanden, mit dem er sein Leben teilen konnte. Und er hatte sie sich selbst ausgesucht. DNS-Kompatibilität wie in Biota hatte dabei keine Rolle gespielt. Auch nicht die Meinung der anderen Einwohner der Stadt. Es war kein Zusammenschluss aus Machtgründen gewesen wie in Narau. Er mochte sie und sie mochte ihn. Manchmal war es wohl tatsächlich so einfach. Nicht so wie mit Nic ...

»Ich hoffe, du hattest Ruhe vor den Klabautermännern?« Amys Lächeln vertiefte sich.

»Ja, heute war ich mal allein.« Das war diese eine Sache, die er an Roatán nicht verstand. Die *Geschichten*, die die Menschen hier erzählten und an die sie felsenfest glaubten, obwohl sie nicht zu beweisen waren. Klabautermänner, Rie-



senkraken, Meerjungfrauen. Seiner Meinung nach alles frei erfunden. Doch die Roatáner beharrten darauf, dass all das der Wahrheit entsprach. Wollten sie wirklich in einer Welt leben, in der riesige Seeungeheuer ganze Schiffe in die Tiefen des Meeres rissen? Gab es dafür auch nur den geringsten Beweis außer dem Geschwätz einiger Seeleute, die erkrankt und völlig dehydriert von ihren Fahrten heimkehrten? Oder dienten die Geschichten in Wirklichkeit einem anderen Zweck? Obwohl er bereits seit Monaten hier wohnte und mit den Einwohnern viel und gerne sprach, hatte er bis jetzt kein Licht in das Dunkel dieser Angelegenheit bringen können. Er verstand es einfach nicht. Und er konnte sich gut vorstellen, was Nic dazu sagen würde, sollte sie von den Geschichten hören. Sie würde nicht zögern, zu beweisen, dass alles frei erfunden war. Sie würde sagen, dass nichts existierte, solange es keinen zweifelsfreien Beweis dafür gab. Ein lebendes Exemplar einer Meerjungfrau zum Beispiel. Immer wieder gab es diese Momente, in denen er an das dachte, was Nic wohl zu bestimmten Dingen sagen würde. Nur spielte das keine Rolle. Nic und er waren fertig miteinander. Sie wartete vermutlich nur darauf, nach Biota zurückzukehren, und er wollte nichts mehr mit einer Lügnerin wie ihr zu tun haben.

Doch er wollte Amy mit seiner Skepsis gegenüber den kleinen Geschichten auf dieser Insel nicht auf die Füße treten, also versuchte er, seine Antworten stets in kleine Witze zu verpacken. Er war kein Wissenschaftler und konnte nicht beweisen, dass diese Dinge nicht existierten, und er hatte so ein Gefühl, dass sich ohnehin keiner auf Roatán für die Wahrheit hinter den Geschichten interessierte. Was für ein

Unterschied zu Biota! Dort war Wissen einfach alles gewesen. Das Nonplusultra. Eine Stadt regiert von Wissenschaftlern und dem mit ihnen verbundenen Fortschritt. Doch Roatán war anders, in jeder Hinsicht, und das musste er so akzeptieren. Schließlich war es auch genau das, was er im Moment brauchte.

»Das ist gut. Falls du sie mal siehst, renn lieber. Sie sind sehr schnell, das solltest du wissen.« Sie zwinkerte ihm zu, griff nach ihrer Haube und schob ihr Haar darunter zurecht.

»Ich muss los. Wir sehen uns dann heute Abend, ja?«

»Natürlich.« Alexander legte ihr eine Hand in den Nacken und zog sie an sich. Der Kuss dauerte länger als sonst, denn er tat zu gut, um ihn früher zu beenden. Seine Gedanken waren heute früh so düster, dass er Amys Nähe brauchte.

Als er sie losließ, strich sie ihm mit der Hand über die Wange. Ihre Augen wirkten dunkel im Zwielflicht des Hauses. Als sie es verließ, fiel ein schmaler Sonnenstrahl herein und beleuchtete für einen Moment die aus dunklen und helleren Holzbalken bestehende Wand des Wohnraums. Bereits seit einem Monat wohnten sie nun zusammen. Wie schnell doch die Zeit verging!

Nachdem er den Fisch in den Kühler gelegt hatte, der eigentlich nur ein tieferes Loch im Boden war, machte auch Alexander sich auf den Weg zum Hafen von Coxen Hole. Der Punkt, den die Presas mit ihren Waren ansteuerten und der damit der Anziehungspunkt sowohl für die Einwohner der Stadt als auch für die Bewohner der umliegenden Städte war. Allesamt waren sie kleiner als Coxen Hole, und für ihre Einwohner war der Ausflug in die größere Stadt eine nicht zu



unterschätzende Anstrengung, doch auch eine Möglichkeit, zu tauschen, zu tratschen und Kontakte zu knüpfen. Nicht selten hatte Alexander erlebt, dass Väter ihre Töchter mit sich zum Hafen schleiften und dort versuchten, sie einem der Männer auf den Schiffen als Ehefrau aufzudrängen. Glücklicherweise war es letztendlich die Entscheidung der Frauen, wen sie als Mann wollten. Doch das hieß noch lange nicht, dass manche Väter es nicht versuchen würden, sich selbst diesem Thema anzunehmen.

Alexanders Aufgabe war es, den Freibeutern zu helfen. Er trug die Beute von Bord und baute sie ansprechend für die Besucher auf. Wenn es nötig war, half er auch bei den Tauschgeschäften. Was genau er tun musste, hing von dem jeweiligen Kapitän des Schiffes ab. Es gab einige, die seine Hilfe schätzten und ihn vieles erledigen ließen und ihn im Gegenzug dafür auch reich belohnten. Aber es gab auch diejenigen, die ihn spüren ließen, dass er unwillkommen war, und deutlich zeigten, dass er für sie noch ein Fremder war, den sie nur ungern an ihre Waren ließen.

Er war gespannt, welche Schiffe heute anlegen würden. Meistens waren es über den Tag verteilt drei bis vier, die leergeräumt und auf Vordermann gebracht werden mussten. Wenn es sein musste, diente Alexander auch als Reinigungskraft und sogar als Schiffsbauer. Zumindest mehr oder weniger. Einer der Zimmermänner hatte ihn unter seine Fittiche genommen und zeigte ihm hin und wieder bei einfacheren Arbeiten Handgriffe, die er auch allein anwenden konnte. Inzwischen konnte er kalfatern, Segel flicken und gebrochene Ruder reparieren. Fähigkeiten, auf die er durchaus stolz

war. Hatte er in seiner Zeit in Biota doch nichts gelernt, was man auf Roatán wirklich gebrauchen konnte. Hüter waren hier nicht im Geringsten gefragt. Und in Narau ... Gelernt hatte er dort höchstens, zu schießen und jedem zu misstrauen. Die erste Fähigkeit hatte ihm auf Roatán zwar Respekt eingebracht, allerdings keine Arbeit. Die zweite hätte ihm höchstens den Ruf eines Idioten beschert, also hatte er von dieser Seite der Geschichte nichts erzählt. Er war froh, dass die Hafenarbeiter ihm die Möglichkeit gegeben hatten, zu zeigen, dass er etwas konnte, und eben nicht der verweichlichte Fremde aus der seltsamen Unterwasserstadt war. Und inzwischen schien es, als hätten selbst die skeptischsten unter ihnen akzeptiert, dass er nun zu ihnen gehörte und Seite an Seite mit ihnen arbeitete.

Und es war keine leichte Arbeit. An vielen Tagen kehrte er mit schmerzendem Rücken, verbrannten Armen und müden Beinen zu Amy zurück. Zum Glück war sie so versiert und fürsorglich, dass seine Schmerzen normalerweise nur von kurzer Dauer waren. Als Krankenschwester wusste sie ohne Zweifel, was sie tat.

Gemeinsam mit fünfzehn anderen Hafenarbeitern fand er sich heute auf dem hölzernen Steg ein. Es gab insgesamt drei Anlegestellen für größere Schiffe und rund einhundert, vielleicht auch mehr, für die kleineren. Wie sonst auch dümpelten an den niedrigeren Anlegestellen etliche Nusschalen, winzige Boote, von denen einige nicht einmal mehr fahrtauglich aussahen. Schon seitdem er hier angekommen waren, hing eines der Boote schräg aus dem Wasser, das Heck unter der Oberfläche. Und keinen schien es zu interessieren.



Diese Art der Gelassenheit gefiel Alexander. Er war sie nicht gewohnt und er bewunderte die Leute, die über solche Dinge, die ja nun nicht gerade Kleinigkeiten waren, einfach so hinweggingen.

Er musste nicht lange warten, dann lief auch schon die *Edward Teach* in den Hafen ein und legte am Steg an. Dicker Dampf quoll aus dem Schornstein in der Mitte des Schiffes. Mehrere Hafenarbeiter griffen nach den dicken Tauen, mit denen das Schiff am Steg festgemacht wurde. Währenddessen sprangen schon die ersten Seeleute herunter, die gar nicht erst warteten, bis das Schiff stillstand. Sie machten sich auf den Weg in die erstbeste Kneipe. Ihr dröhnendes Gelächter und ihre Rufe waren noch einige Augenblicke lang zu hören, bis sie in der Taverne »Saint John« verschwanden. Ihre Aufgabe war mit Einlaufen des Schiffes in den Hafen erledigt, nun waren die Hafenarbeiter an der Reihe. Eine Planke wurde hinüber zum Schiff gelegt und Alexander setzte mit großen Schritten über. Neben der Planke wurde ein Förderband aufgestellt, ein Gerät aus Zahnrädern, das, angetrieben von einer kleinen Dampfmaschine, in stetiger Bewegung eine Matte aus Pflanzenfasern bewegte.

Beim ersten Mal auf einem dieser Schiffe war ihm mulmig zumute gewesen. Wie konnte so etwas bloß schwimmen? Das viele Holz und Metall ... Noch dazu schwankte es so schrecklich, dass ihm damals ganz flau im Magen wurde. Inzwischen bemerkte er die Wellenbewegung nicht einmal mehr. Viel zu sehr war er darauf fokussiert, beim Entladen des Schiffes nichts fallen zu lassen oder umzuwerfen. Die meisten Kapitäne hatten nicht unbedingt ein sanftes Gemüt. An seinem

zweiten Arbeitstag hatte er es sich gleich mit Matthew Drake verscherzt, einem rotgesichtigen Mann mit spärlichem Haarwuchs. Beim Ausladen des Schiffes war ihm eine Flasche mit einer scharf riechenden Flüssigkeit zu Boden gefallen und zerbrochen. Als er sich darangemacht hatte, die Scherben aufzulesen, war Drake aus der Schiffsluke geschossen, hatte sich vor ihm aufgebaut und ihn minutenlang angeschrien. Es war ihm egal gewesen, dass er neu war, und auch, dass er die Flasche nicht mit Absicht zerbrochen hatte.

Später hatte ihn eine Hafenarbeiterin beiseite gezogen und ihm geraten, Drake aus dem Weg zu gehen. Bis jetzt hatte ihr Ratschlag funktioniert. Er war dem Kapitän nicht mehr so nah gekommen, dass dieser ihn anschreien konnte.

Alexander griff nach einer Kiste, deren Holzplatten mitgenommen aussahen. Als er eine Ecke hochhob, merkte er, dass sie zu schwer für ihn war. Suchend blickte er sich um. Alle seine Kollegen waren beschäftigt, nicht einer von ihnen blickte in seine Richtung.

»Ich mach das.«

Ein Schatten fiel auf ihn. Alexander blickte hoch, direkt in das lächelnde Gesicht einer Frau Anfang dreißig. Ihr Gesicht war von harten Linien durchzogen und so braun wie Leder. Genua Teach, genannt Jimmy. Sie war die Kapitänin der *Edward Teach*. Bis jetzt hatte er noch nie persönlich mit ihr zu tun gehabt. Lediglich Gerüchte waren an seine Ohren gedungen. Angeblich war sie hart, aber gerecht. Ihre Mannschaft war ihr treu ergeben und viele der Seeleute rissen sich förmlich darum, auf ihrem Schiff mitzufahren.

Die vielen Schmuckstücke an Jimmys Handgelenken und



um ihren Hals klirrten, als sie näherkam. Sie bückte sich und griff nach einer Ecke der Kiste. Dabei rutschte der Ärmel ihrer weißen Bluse hoch und entblößte ihren Arm. Ein Zeichen wurde sichtbar. Die Ränder waren unsauber, die Tinte verwaschen und das Motiv war so schlecht gestochen, dass Alexander nicht erkennen konnte, was es darstellen sollte. Ein Steuerrad? Oder doch einen Menschen? Vielleicht waren es auch kreisförmig angeordnete Buchstaben? Um das Bild herum war die Haut vernarbt und wirkte verbrannt. War das tatsächlich etwas, das man sich auf Roatán freiwillig verpassen ließ? Alexander dachte an seine eigene Tätowierung auf der Innenseite seines Handgelenks. Freiwillig hatte er sie nicht bekommen, die hatte zu dem Leben in Biota dazugehört. Ein Zeichen, das alle Bürger einte und sie daran erinnerte, dass sie im selben Boot saßen. »Forschung, Vertrauen, Einigkeit.« Inzwischen erkannte er die Verlogenheit hinter diesen Worten, doch viele Jahre lang hatte er bedingungslos daran geglaubt. Seit er auf Roatán lebte, trug er ein Stoffband am Handgelenk, das die Tätowierung überdeckte. Er wollte keine Fragen dazu beantworten. Und vor allem wollte er selbst nicht mehr daran denken, jemals so leichtgläubig gewesen zu sein.

»Hey, Landratte.« Jimmys Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Er blinzelte.

»Ja?«

»Heben wir das Ding jetzt oder nicht? Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

Hastig hob Alexander die eine Ecke der Kiste, während Jimmy die andere Seite stabilisierte. Ächzend schleppten sie das schwere Ding zum Förderband und setzten es darauf ab.

»Was ist da eigentlich drin?«, keuchte Alexander, als er sich wieder aufrichtete.

»Steine«, antwortete Jimmy knapp und streckte sich. Ihr flacher Bauch kam unter der Bluse zum Vorschein und Alexander blickte zur Seite.

»Steine? Habt ihr davon hier nicht genug?«

Jimmy lachte. Ihre Stimme war rau wie die eines Papageis.

»Edelsteine und Gold.«

»Und das Zeug verkauft sich?«, fragte Alexander skeptisch. Die Menschen in Coxen Hole führten ein einfaches Leben. Ihnen war es wichtig, genug zum Essen zu haben und den Tag zu genießen. Die Frauen trugen kaum Schmuck und wenn, dann aus Holz. Was sollten sie mit Edelsteinen?

»Nicht wirklich«, antwortete Jimmy und blinzelte hinüber zu den Hafengebäuden. »Das ist für mich. Mir gefallen glitzernde Dinge.« Sie zwinkerte ihm zu und feine Fältchen bildeten sich wie ein Spinnennetz um ihre Augen.

»Oh.« Ihm wollte keine intelligenter Erwidern einfallen, also blickte Alexander sich zum Schiff um. »Ich muss dann mal weitermachen.«

»Alexander, richtig? Du arbeitest hart, das gefällt mir. Was würdest du dazu sagen, zu meiner Crew zu gehören?«

Er traute seinen Ohren kaum. Sie wollte, dass er für sie arbeitete? »Ich soll auf deinem Schiff mitfahren?«

»Ganz genau.«

»Warum ich?«

Jimmy lachte und stemmte die Hände in die Hüften. Ihre Jacke verschob sich und gab den Blick auf zwei Pistolen frei, die an ihrem Gürtel hingen.

